

Oberschicht, die eine kurzzeitige schulische Erziehung ihrer Töchter schätzten, weil diese in manchen Situationen den Brautpreis anhob. Einen guten Erfolg hatten die Missionen mit freigekauften Sklavenmädchen, die in den Missionsstationen ihre Heimat fanden und von keinen Verwandten zwecks einer Verheiratung zurückgefordert, sondern mit Absolventen der Missionsschulen verheiratet wurden. Auf diese Weise verankerte sich um die Missionen herum eine christliche Besiedlung.

“Unmittelbares Ziel der missionarischen Mädchenbildung war, die einheimischen Mädchen zu tüchtigen und christlichen Gattinnen, Hausfrauen und Müttern auszubilden, die dann auf ihre Kinder und Männer einen christlichen Einfluss würden nehmen können” (240), ist die These, die als roter Faden durch das Buch führt. Akakpo-Numado prangert dies als eine “Hausfrauierung” (248) der einheimischen Frauen an, die in den traditionellen afrikanischen Gesellschaften eine Vielzahl von Beschäftigungen auch außerhalb des Hauses bei der Feldarbeit und im Handel inne hatten. Der kollektive Charakter der Kindererziehung wurde nach europäischem Modell individualisiert, die Kleinfamilie zur primären Sozialisationsinstanz. Die Konsequenz davon ist weitreichend: “Der Kampf der Missionen gegen die Polygamie und die Einführung der Kleinfamilie als die ideale Familienform bestätigten die Männer als Familieneroberhäupter. Nur Männer sollten der Kolonialverwaltung die Hütten- oder die Kopfsteuer bezahlen. Die Frauen ... gerieten in die ökonomische Abhängigkeit von ihren Männern” (248). Statt – wie von den Missionen behauptet wurde – die Frauen aus ihrer “minderwertigen, untergeordneten”, “unterdrückten”, “sklavischen, unterwürfigen” Stellung zu befreien (aus Zitaten auf S. 123), wurde ein neues patriarchales Prinzip europäischer Prägung eingeführt, gegen das sich gerade gegen Ende des 19. Jhs. immer mehr Frauen in Europa zur Wehr setzten.

Akakpo-Numado befasst sich mit den Mädchen- und Frauenbildern in der frühen Kolonialzeit nicht nur aus historischem Interesse, sondern er vertritt, dass bis zum abrupten Ende der deutschen Kolonialzeit im Jahre 1914 “diese ideologische Beeinflussung im kolonialen soziopsychologischen Kontext schon ein gewisses Ausmaß [angenommen hatte] ... und in den nachkolonialen Regierungs- und Bildungssystemen nicht beseitigt werden” konnte (272). Dieser Einschätzung könnte allerdings entgegengehalten werden, dass mit der Missionierung eine Modernisierung des Erziehungswesens einsetzte, die in den kommenden Jahrzehnten durch den Anschluss der afrikanischen Gesellschaften an die übrige Welt nicht mehr aufzuhalten war. In den vier Kolonien besuchten in der relativ kurzen Zeit der deutschen Herrschaft 104 594 Schülerinnen und Schüler allgemein bildende Schulen, fast drei Viertel davon waren Knaben. Knapp 30 000 Mädchen wurden also nach den oben beschriebenen Prinzipien unterrichtet. Was dadurch ins Rollen kam, war sicher nicht unerheblich, aber die Schulen allein hätten nicht ausgereicht, die Rolle der afrikanischen Frauen neu zu schreiben. Die Bildung europäischen Stils durch die Kolonialregierungen und

Missionen war insofern einer der frühen Schritte zur Globalisierung.

Mit dem vorliegenden Buch ist ein Stück bislang unberücksichtigter Kolonial- und Frauengeschichte geschrieben worden. Das ist ein großer Verdienst des Autors. Es gehört in jede Afrika-Bibliothek.

Godula Kosack

Anderson, E. N.: Everyone Eats. Understanding Food and Culture. New York: New York University Press, 2005. 295 pp. ISBN 978-0-8147-0496-7. Price: \$ 20.00

Die Pizza wurde bei ihrer Einführung in den mittleren Westen Amerikas als kommunistisch diffamiert und in Leserbriefen wurde ihr Verbot vorgeschlagen. Von Randbemerkungen dieser Art wimmelt es in dem Buch von E. N. Anderson, Professor für Anthropologie an der University of California, Riverside. Das Buch will jedoch mehr sein als eine Kuriositätsammlung. Es verknüpft anspruchsvoll soziokulturelle, biologische und entwicklungspolitische Ansätze und spannt einen weiten historischen Bogen von der Steinzeit bis heute. Es geht der Frage nach: warum essen wir, was wir essen? Es untersucht die sozialen, biologischen und kulturellen Ursachen für unsere Ernährungspräferenzen. Es richtet sich nicht exklusiv an den akademischen Leser, sondern versteht sich auch als populärwissenschaftliches Werk.

Die Gliederung folgt den zentralen Themen der Ernährungsanthropologie: Die Entwicklung des Menschen zum Allesfresser und sein Nährstoffbedarf im Laufe der Evolution, die Verbindung zwischen Nahrungsvorlieben und -vermeidung mit Geruch und Geschmack, der Einfluss von Umwelt und Ökonomie auf Anbau und Durchsetzung bestimmter Pflanzenarten und Tiere, die Variationsbreite der Nahrungszubereitung. Einen breiten Raum nehmen konsumrelevante Themen ein, wie Nahrungsklassifikation, Identität, Ethnizität, Medizin, Religion, Wandel und Welternährung.

Die empirischen Beispiele beziehen sich auf China, Maya Mexiko und die mediterrane Welt, Regionen, die Anderson aus eigener Forschung kennt. Er zitiert explizit keine Beispiele vom indischen Kontinent und von Nordeuropa. Verwundert stellt man fest, dass Afrika nicht einmal in der Negativaufstellung erwähnt wird. Illustriert wird das Buch mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Fotografien.

Andersons Herangehensweise ist erfrischend undogmatisch. Er vermeidet sowohl kulturalistische Erklärungen als auch einen simplifizierenden Materialismus. Er versteht es überzeugend die Interdependenzen zwischen Evolution, Biologie, sozialen Bedürfnissen, Selektion und Sozialstruktur aufzuzeigen.

Die Leistung des Buches besteht darin, die unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zu verflechten. Dies gilt aber nicht für alle Kapitel. Zwei Drittel des Buches, die Kapitel, die sich mit den unterschiedlichen Facetten des Konsums beschäftigen, wirken wie ein durcheinander geratener Zettelkasten. Es gelingt dem Autor nicht, seine eigene Gliederung durchzuhalten.

Der anhaltende saloppe Stil führt zu vielen Vereinfachungen. So konstatiert er während der langen Geschichte der Evolution sowohl einen plötzlichen Wandel der Konsumgewohnheiten als auch ein plötzliches Hirnwachstum. Das Gehirn brauchte jedoch einige Millionen Jahre, bis es seine heutige Größe erreicht hatte. Dann führt er die Durchsetzung des Kaffees zum Frühstück in Europa auf die Einführung der Stechuhrrücke zurück. Dies ist vielleicht ironisch gemeint. Man mag jedoch durch die Häufung dieser Schnoddrigkeiten nicht darüber hinweg lesen. Es seien deshalb weitere Beispiele zitiert: Es war nicht Parmentier, der die Kartoffelfelder von Soldaten bewachen ließ, um deren Ansehen aufzuwerten, sondern Friedrich II. Der Pharmazeut und Agronom Parmentier hat sich in Frankreich um die Durchsetzung der Kartoffel verdient gemacht. Verkürzt führt Anderson die Durchsetzung von Fast Food auf den Zusammenbruch der Familie zurück. Er konstatiert die Auflösung der Großfamilie, ohne zu hinterfragen, in welchem Umfang diese jemals existiert hat. Die chinesischen Konsumenten meiden den Milchkonsum wegen deren Negativassoziation mit den Barbaren. Er verweist nicht darauf, dass die Meidung vor allem wegen der Laktoseintoleranz erfolgt, die er 120 Seiten früher erwähnt hat. Das gemeinsame Mahl soll für die meisten Familien auf der Welt eine fast heilige Handlung sein. Hätte er sich auch mit den Essensgewohnheiten auf dem afrikanischen Kontinent beschäftigt, wäre ihm aufgefallen, dass das gemeinsame Mahl eine gerade entstehende Sitte der städtischen Eliten ist. Dies gilt auch für andere Kontinente.

Ein Buch, das umfassend über Produktion, Verarbeitung und Konsum von Nahrungsmitteln informieren will, sollte die Frauen erwähnen. Aber die Frauen hat Anderson schlichtweg vergessen.

Karola Elwert-Kretschmer

Antweiler, Christoph: Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007. 391 pp. ISBN 978-3-534-20096-2. Preis: € 59.90

Eine der zentralen Fragen der Ethnologie war von Anfang an die nach dem Allgemein Menschlichen, nach dem Kulturellen an sich, aber auch nach den Unterschieden, also nach der Vielfalt der Kulturen. In seinem Buch macht Christoph Antweiler den Versuch, eine umfassende Darstellung bisheriger theoretischer und methodischer Ansätze zu diesem Themenkomplex sowie auch einen Einblick in den aktuellen Forschungsstand zu geben. In einer dreiteiligen Gliederung werden (1) "der Gegenstand" des Buches, das sind die (kulturellen) Universalien, (2) "der Kontext", also die wissenschaftshistorischen und theoretischen Voraussetzungen, und (3) "die Systematik", also die erkenntnistheoretischen und methodologischen Überlegungen und Schlussfolgerungen behandelt.

Im ersten Teil des Buches wird die alltägliche "universalistische Rhetorik" sehr ausführlich belegt. Allgenwärtige und besonders sichtbare Universalien, z. B.

in der visuellen Populärkultur oder im normativen Bereich der Menschenrechte, werden aufgezählt. Besonders im Fall des "normativen Universalismus" der Menschenrechte wird die mangelnde Beschäftigung mit empirisch nachweisbaren Universalien, also mit stichhaltigen Begründungen erwähnt. Unter dem Titel: "Kulturen unterscheiden und gleichen sich" werden wissenschaftliche Argumente und Definitionsversuche sowie Überlegungen zur Bedeutung von Universalien und zur Vergleichbarkeit von Kulturen vorgestellt.

Im zweiten Teil des Buches werden diese Betrachtungen mit einem "Galopp durch die Geistes- und Forschungsgeschichte" ergänzt. Obwohl eine Art Ideengeschichte der Universalien skizziert wird, ist bald klar ersichtlich, dass vor allem ein Stand des aktuellen Wissens zu diesem inter- und multidisziplinären Forschungsfeld im Überblick vorgestellt werden soll. Erklärungsansätze, wie man sie aus der Geschichte der Ethnologie kennt, werden aufgezählt. Strömungen, grundlegende Gegensätze zwischen universalistischen und partikularistischen Richtungen, Begründungsversuche wie im sog. Biofunktionalismus von Malinowski oder auch die vielen Versuche von Kompilationen ethnographischer Daten in komparativer Absicht werden geschildert. Die kulturvergleichende Datensammlung von Murdock im Jahre 1937 und seit 1947 die Human Relations Area Files (HRAF) bekommen in der Suche nach dem "gemeinsamen Nenner von Kulturen" einen besonderen Stellenwert, weil hier zum ersten Mal ein systematisches Inventar von menschlichen Universalien angestrebt wurde. Der Strukturalismus mit seinen "universell wirksamen Gesetzen des Denkens" und die "ethnoscience als frühe Vorläuferin der Kognitionsethnologie" dürfen nicht fehlen. Dass die Universalienforschung vor allem in der angloamerikanischen Wissenschaft bewusst vorangetrieben wurde, zeigt sich an der zitierten Literatur. Leider sind Angaben zu historischen Fakten in der frühen oder auch zeitgenössischen deutschsprachigen Ethnologie nicht immer richtig zitiert. Aber es sei hier auch angemerkt, dass diese Fehler in einer späteren Ausgabe leicht auszubessern wären und im Hinblick auf die Argumentationslinie deshalb nicht sinnentstellend sind, weil nicht näher darauf eingegangen wird.

Zu Recht wird im Hinblick auf die ethnologische Forschung im Allgemeinen kritisch darauf hingewiesen, dass zwischen 1960 und 1990 vor dem Hintergrund des vorherrschenden Partikularismus zwar viele kulturvergleichende Studien publiziert, die Universalien in diesem Zusammenhang allerdings kaum explizit diskutiert wurden. Beachtenswert ist die m. E. durchwegs richtige Positionierung des Autors, der für eine offene, echte wissenschaftliche Diskussion solcher Themen plädiert.

In Teil 3 des vorliegenden Buches setzt sich der Autor für eine bewusste Beschäftigung mit der verlorengegangenen ethnologischen Systematik und für eine Überwindung von falschen Parallelisierungen zwischen partikularistischen und generalisierenden Ansätzen ein. Allein die geforderte Kontinuität und Offenheit der Forschung erscheint hier zielführend. Daher müssen die Ergebnisse aus neuesten interdisziplinären Forschungen